

Zivilisierte.

Von Johani Aho - Helsingfors.

Wir sind in Verona, dem Vorzimmer Italiens, dessen Natur-schönheit und Kunst, man hier zum ersten Male begegnet. Dort findet sich der Piazza dell'Erbe mit seinen uralten Palästen und seinen perlenden Brunnen, ein Obstmarkt mit Hunderten weichen Niefenschirmen, die über den Kräutertischen und den Gemüselörben aufgespannt sind. Ein unaufhörliches Gewirre von melodischen Stimmen — und Vogelklang.

Ich hatte irgendwo gelesen, daß der Vogelfang im Süden selten zu hören sei und eilte daher, angenehm überrascht, nach der Stelle, von der der Gesang erscholl. Ich stieß bald auf einen Marktstand, wo Käfig neben Käfig stand, Buchfinken, Lerchen, Gimpel, Nachtigallen und alle — blind. Und man belehrte mich, daß sie durch beharrliches Bohren mit einer glühenden Nadel geblendet wurden, um — schöner zu singen. Ein lebender Vogel singt mehr oder minder, singt, wann er eben Lust hat, aber ein blinder, lichtungeriger Sänger singt gleich, da er die Sonne sieht, singt vor Sehnsucht, sie zu sehen und die Seinen zu sich zu laden.

Es war nämlich gerade Jagdzeit und diese Käfigumschlossenen, blinden Vögel werden an Jäger und Sportleute als lebender Käder verkauft. Ich frage nach dem Preise — von fünf, zehn bis fünfzehn Lire das Stück! „So teuer?“ „Ja, sehen Sie, diese Operation überleben nicht alle; so viele, so sehr viele sterben daran.“

Auf dieser selben Piazza dell'Erbe, diesem alten forum romanum, von welchem Biederer sagt, er sei „einer der malerischsten Plätze Italiens“ steht ein uralter Marmorbrunnen, von Nischen umringt. Auf einem dieser Nischen befindet sich — in Ranneshöhe von der Erde — ein rosiges Wesen. Es ist ein Schondpfaß, an dem Uebelthäter aller Art zur Schau gestellt wurden. Wenn ich die Nacht hätte, oh ich wähle schon, wen ich an diesen Pfahl schmieden würde . . .

Am nächsten Tage oh ich zu Mittag in dem alten Schlosse, das in eine Hotel-Vestibule verwandelt wurde. Die gute Gesellschaft von Florenz hat sie als Sommerfrische erkoren, um sich hier dem Gemüße der herrlichen Luft, der guten Mahlzeiten, lastiger Früchte und gewählter Weine hinzugeben. Der Tisch war auf einer Terrasse, die von Azazien besätet wurde, gedeckt. Ein reicher Bankier mit Gemahlin, eine verwitwete Gräfin mit Tochter und Enkelin, durchwegs Italiener, gebildete, mit feinen Manieren, alte Kultur, alte Klasse. Jede Mahlzeit ein Festmahl mit Gerichten von „carnè“ und „pesci“, „pisselli“ und „fagooli“ und „doleo“ und wie dies alles nur heißen mag, das so wohl mundet mit Chiantiwein!

Die Herrschaften essen und schwätzen, naschen hier und kosten dort, geraten manömal in Verzückung, bald ziehen sie eine Grimasse und lassen die Schüssel weiter wandern — bis zu dem Finsländer, der sich alles wohl schmecken läßt. Wählich wird die Tür aufgeschlagen, und der Hotelbesitzer in eigener Person tritt mit elegantem Schwung und eine Silbergeschüssel auf dem Kopfe tragend, ein.

„Singvogelbraten, meine Herrschaften!“
„Oh, oh! Uccelli! Uccellini!“
Zwischen Gewürzen und wolkstreichenden Blättern liegen sie ausgestreckt, diese himmelischen, kleinen Körper, wie einkalfamierte Kummern; Nachtigallen, Buchfinken, Lerchen, gebraten ganz und gar, mit Schnabel und Knochen.
„Rein, danke!“
„Wie, kein gebratenes Singvögeln gefällig?“
„Ich giebe vor, sie singen zu hören.“
Das machte auf diese noblen Damen und Herren, die ihre Lieblingegerichte sahen, keinen Eindruck. Einen schwachen Widerklang erweckt es, da ich erzähle, daß in einem Land, das Finsland heißt, es gesetzlich verboten ist, kleine Vögel zu töten.
„Aber da kommt man ja gar nicht zu Krammetvögeln!“ ruft der Bankier erstaunt.
„Da muß man ja mit Huhn und Hasen vorlieb nehmen!“
„. . . br! Die find so fett!“

Das ruft die Tochter der Gräfin, die hier eine Abmagerungskur durchmacht; für sie ist Singvogelbraten eine hygienische Angelegenheit. Sie läßt sich alles, auch die Haut, wohl munden. Erst laugt sie daran, und dann nernagt sie es mit ihrem weichen, spitzen Zähnen, nur die harten Schmelz bleiben auf dem Teller zurück. Aber vor meinem Auge erhebt eine alte Profomalerei vom Campo Santo in Pisa: ein einäugiger Teufel wird von liegenden Zwergteufeln mit Stinderleibern und Menschenseelen gefüttert. Und ich kann da einen hochstehenden Punsch nicht unterdrücken: wenn nur in jedem Vogelkörperchen eine verborgene Zauberkraft wäre, die Euch so dick und fett macht, daß Ihr Euch ohne Koststahl nicht vom Plage bewegen könntet.

Landsturm-Tagebuch.

(Schluß.)

In der Ferne rollt es dumpf, als knirrt dort drüben ein gereiztes Antier. Es knurrt dort ein gereiztes Antier; die große Schlacht. Die Luft nittert mit den Erschütterungen, und Schlag auf Schlag vernimmt man die Sprache des schweren Geschüßes, Stunde um Stunde, Laq für Laq. Und jeder dieser Schläge lodert die französische Erde für neue Gräber, und jeder dieser Schläge läßt am Rhein und wo die Weinbänge von Bordeaux leuchten, Frauen in fassungslosem Schmerz zusammenbrechen.

Und hier sitzt man im Café, ruft: Garcon!, raucht Pfeife, schwätzt und hört, gleichgültig geworden, nicht mehr hin auf das ununterbrochene Rollen in der Ferne. Es rollt und rollt und rollt: Mit Menschenköpfen spielt der Tod Regel.

Autos fegen auf dem Rathausplatz an, Offiziere stürzen heraus, das Gesicht von einer Schmutzkruste bedeckt, verschwinden eilends in der Kommandantur, springen wieder auf ihr Gefährt, tosen davon . . . Und auf dem langweiligen Bahnhof kommen Verwundetenzüge durch, fahrende Krankenwagen, fahrende Operationszimmer . . . Wenn die Flüge halten, klümmen die Leichtverwundeten auf den Bahnsteig herab und erzählen Aufwachen, wie bunt es da vorn, an der Front, zugeht. Dumme Fragen fordern Münchhausensche Antworten heraus.
Und dazu rollt der Geschützdonner und rollt und rollt.

Strassenbilder: In die Schatten des Abends ist der Rathausplatz gebettet. Das Gewinsel des Glockenspiels auf dem Rathaussturm wird überlaut von Soldatenfang. Eine marschierende Kompagnie, woher aufschreitend singt:

O Köln am Rhein, du schönes Städtchen,
O Köln am Rhein, du schöne Stadt.
Darinnen muß ich lassen
Meinen hergallliebsten Schatz.

Die Herrschaften haben inzwischen eine lunatische Konversation geführt, um zu ergründen, welches dieser kleinen Vögeln am leckersten sei: und man ist sich sehr rasch klar darüber und ist vollständig einig: die Vögeln, die am höchsten singen, schmecken auch am besten — die Nachtigall und die Lerche.
(Deutsch von E. Norburger.)

Wie man die Geschwindigkeit eines Schiffes mißt.

Wenn es heißt, das schnellste Schiff der Welt, ein von einer deutschen Werft im vorigen Jahre für die russische Marine geleiteter Torpedobootzerstörer, besitze eine Geschwindigkeit von 37 Knoten, so wissen die meisten mit dieser Angabe wenig anzufangen. Daß es ein bestimmtes Maß bedeutet, ist wohl sofort verständlich. Aber wozu bezieht sich die Zahlenangabe, auf Sekunden oder Stunden? Und dann möchten wir sie auch gern in Meter und Kilometer umrechnen, um sie mit anderen und geläufigeren Geschwindigkeiten, z. B. eines Eisenbahnzuges oder dergleichen, zu vergleichen. Woher rührt ferner die eigentümliche Bezeichnung? Alles dies sind Fragen, bei denen sich der Landbewohner meist keinen Rat weis.

Das Wort hängt mit dem gewöhnlichen Worte Knoten zusammen und rührt von der Art her, wie man die Geschwindigkeit eines Schiffes von alterher mißt. Das Meer hat bekanntlich keine Balken, und ebensowenig lassen sich dort Kilometersteine oder sonstige Marken anbringen, an denen man beim Vorbeifahren den in einer bestimmten Zeit zurückgelegten Weg feststellen kann. Die Seeleute müssen daher versuchen, auf andere Weise sich selbst Marken zu verschaffen, mit deren Hilfe sie die Geschwindigkeit ermitteln können. Es genügt, wenn man einen Gegenstand ins Wasser wirft, der dort schwimmen bleibt und so einen festen Punkt bildet. Verbindet man den Schwimmer mit einer Schnur, die man vom Schiffe aus abrollen läßt, so ist die nach einer bestimmten Zeit abgelaufene Länge gleich dem Wege, den das Schiff inzwischen zurückgelegt hat. Die gemessene Länge, durch die Zeit geteilt, ergibt also die Geschwindigkeit.

Das als Schwimmer benutzte Werkzeug bezeichnet der Seemann als Log. Es ist dies ein Holzbletchen in Form eines Kreisabschnittes, dessen Vordern mit Blei beschwert ist. Ins Wasser geworfen stellt sich das Bleituch infolge des Ubergewichtes mit der Spitze senkrecht nach oben und bietet dadurch dem Wasser durch seine breite Fläche einen gleichmäßigen Widerstand, so daß es durch die Reibung nicht allzu weit geschleppt wird, sondern im Wasser nahezu auf ein und demselben Punkt still stehen bleibt. Den ersten Teil der Schnur, etwa 80—90 Meter, läßt man ungemessen ablaufen, damit das Log inzwischen aus dem Mehlwasser und zur Reife kommt. Das Ende des Vorläufers wird durch ein Rädchen bezeichnet, das um die Schnur gewickelt ist. Zum Loggen sind zwei Mann erforderlich, von denen einer die Leine durch die Hand abrollen läßt, während der andere eine kleine Sanduhr, das Logglas, trägt. Sobald das Rädchen am Ende des Vorläufers durch die Hand des Matrosen gleitet, ruft dieser „Null“ oder „Loren“ (Lehre), und der Uebelthäter dreht die Sanduhr um. Sobald letztere abgelaufen ist, ruft der letztere „Stopp!“ (Halt), und der zweite Matrose hält die Leine fest. Nicht man jeht das Stück, das von dem Rädchen abgerollt abgelaufen ist, und teilt es durch die bekannte Zeit, die zum Abrollen der Sanduhr erforderlich ist, so hat man die Geschwindigkeit des Schiffes. Um das jedesmalige Ausmessen der Leine zu ersparen, ist dieselbe nach folgenden Grundzahlen mit Marken versehen.

Der Seemann rechnet nach altem Brauche nach Seemeilen. Die deutsche Seemeile, die übrigens bis auf die letzte Ziffer mit der englischen übereinstimmt, beträgt 1852 Meter. Die üblichen Sanduhren laufen in 14 Sekunden ab. Läuft ein Schiff in einer Stunde 1 Seemeile oder 1852 Meter, so macht es in einer Sekunde den 300. Teil oder 0,514, und in 14 Sekunden 7,30 Meter. Man verringert diese Zahl aber noch um ein Zwanzigstel auf 6,84, weil das Logbletchen etwa um diesen Betrag mitgeschleppt wird.

Die so erhaltene Länge trägt man vom Ende des Vorlaufes an geradent wiederholt auf der Logleine ab und bezeichniet die gefundenen Punkte durch Marken. Dieses sind um die Leine gewickelte Rädchen, in die man Knoten bindet, und zwar in der ersten Marke 1, in der zweiten 2 Knoten usw. Die Hälfte und eventuell die Viertel der Knotenabstände werden außerdem noch durch einfachere Rädchen oder Lederstreifen markiert. Fährt das Schiff nun eine Seemeile, so wird bis zum Ablauf des Loglaufes die Leine nur bis zur ersten Marke mit einem Knoten abrollen, läuft das Schiff aber doppelt so schnell, so gleitet auch die zweite Marke ab usw. Bruchteile des Knotens werden an den Zwischenmarken abgelesen oder einfach geschätzt. Etwa alle Stunden oder in kürzeren Fristen wird auf diese Weise die Geschwindigkeit des Schiffes gemessen und das Ergebnis des Loggens nebst dem Kurse auf Logtafel und in das Schiffsbuch eingetragen.

Mittels dieser Angaben kann dann der zurückgelegte Weg auf der Karte verfolgt werden, so daß man jederzeit weiß, an welchem Ort sich das Schiff befindet. Durch astronomische Messungen werden diese

Die Einwohner stehen am Bürgersteig und staunen. Ein französischer Dragoner, den Kopf einbandigiert bis zur Unkenntlichkeit, stükt beim Gehen einen Infanteristen vom 140. Regiment, der trotz der Hilfe seines Kameraden und eines Stodes sich nur mühsam, schmerzhaft humpelnd vorwärts bewegt. Dahinter zwei Feldgrauen mit aufgeschlagtem Seiten-gewehr, Schritt für Schritt sich dem überlangsamem Tempo der Verwundeten anpassend, und ein Häufchen Bevölkerung, aus dem heraus Damen den Feldgrauen für die unglücklichen Landsteute kleine Geschenke zusteden.

Mittags, als gerade das Glockenspiel 12 verkündet, bilden sich auf dem Rathausplatz keine Gruppen, Hälse reden sich in die Luft . . . dort oben, über dem Turm der Kathedrale, dicht unter den grauen Herbstwolken, kreuzt ein französischer Flieger über der Stadt. In solchen Kurven zieht er langsam dahin . . . Wählich hebt sich ein wenig rechts von ihm ein leichteres Wölkchen von dem dunklen Hintergrund ab und zerfließt . . . ein zweites über ihm, ein drittes . . . andere noch, Wölkchen um Wölkchen . . . plätschende Schrapnells sind das, der deutschen Ballonabwehrgeschütze, die dem Kühnen auf Autos nachrasen. Menschenjagd in den Lüften — aber unbeirrt streicht der Vierter über den Türmen und Häusern der Stadt dahin.

Mehr als drei Zivilpersonen dürfen nicht beisammenstehen. Strenger Kommandanturbefehl! Die Einwohner wagen deshalb kaum, zu dem Flieger aufzusehen, aber man liest es von den Gesichtern ab: Aller Herzen fliegen zu ihm empor, der Grüße von dort bringt, wo die Trifolore noch trotzig im Winde weht.

Wir sind keine Helden, wir vom Landsturm. Für uns wachsen keine eisernen Kreuze, denn wir rennen weder durch vernichtenden Bleihagel, tollkühn gegen feindliche Schützenstellungen an, noch liegen wir stundenlang geduldig im Granatenregen. Wir sichern nur den Heeren, die vorne kämpfen und bluten, die Zufuhrstrassen, Chaussees und Schienenstränge. Demis hoch kommt, vernattem wir ein paar Rabinnen Patronen auf einen feindlichen Flieger oder es gibt eine Streife auf verengte Engländer. Unsere Lazarettkranken

Messungen kontrolliert. Neuerdings hat man auch sogenannte Patentlogs, die die Geschwindigkeit selbsttätig aufzeichnen. Sie werden an einer Leine vom Schiffe ständig nachgeschleppt. Dabei dreht sich eine Fädelschraube, die auf ein Nadelwerk einwirkt. Letzteres registriert ähnlich wie die Tazometer unserer Tropfen selbsttätig den zurückgelegten Weg. Es wird nur bei Kursänderung und zum Zwecke der Eintragung in das Schiffsbuch eingezogen.

Linienfahrer laufen 17—20 Knoten, oder 33—37 Kilometer in der Stunde, die Panzerkreuzer und kleinen Kreuzer 18—30 Knoten oder 33—36 Kilometer; die schnellsten Schiffe, die Torpedoboote, fahren meist über 30 Knoten oder 56 Kilometer in der Stunde. Ein modernes Torpedo hat eine Laufgeschwindigkeit von 80—40 Knoten oder 148—74 Kilometer in der Stunde oder 15—20 Meter in der Sekunde. Ein Unterseeboot kann sich über Wasser mit 15 Knoten oder 28 Kilometer, unter Wasser dagegen nur mit 10 Knoten oder 19 Kilometer pro Stunde fortbewegen. Der Riesendampfer „Imperator“ entwickelt nur 23 Seemeilen oder 43 Kilometer. Unsere meisten Passagierdampfer fahren jedoch langsamer.

Zum Vergleich sei angeführt, daß der schnellste Zug Deutschlands 100 Kilometer fährt. In England erreichen einige Züge streckenweise sogar 130 Kilometer, also nahezu das Doppelte des einleitend angeführten schnellsten Schiffes der Welt mit 37 Knoten oder 70 Kilometer in der Stunde. Unsere Schnellzugsmotoren können im Notfall sogar 150 Kilometer zurücklegen. Flugzeuge erreichen über 150, ja selbst bis 200 Kilometer. Ein Luftschiff fliegt dagegen nur 30 Kilometer in der Stunde.

Der Genosse im Felde.

Ein österreichischer Genosse, der als Feuerwerker bei dem Festungsartillerieregiment Nr. 2 (Wallonabteilung) dient, sendet dem „Österr. Volksblatt“ folgenden Feldpostbrief:

Liebe Genossen! Endlich komme ich dazu, Euch ein paar Zeilen zu schreiben. Aber ich weiß wirklich nicht, worüber ich zuerst schreiben soll. Ich finde nicht den richtigen Anfang für diesen Brief. Man erlebt hier so viel und vielerlei, daß man tagelang sehr fleißig beim Schreibstisch arbeiten mühte, um das Erlebte bewältigen zu können . . . Sechs Wochen ununterbrochen im Felde, tagelang in der Frontlinie — na, liebe Genossen, da verlernt man die Furcht vor dem Tode. Wie oft habe ich ihm, dem Beherrscher des Schlachtfeldes, ins Antlitz geschaut! Man gewöhnt sich auch daran. Ja, es fehlt einem das Gedröhne der Geschütze und das Geknatter und Gepfaffel des Gewehrfeuers, wenn man sich wieder einmal einige Tage hindurch außerhalb der Schützlinie befindet. Die Ruhe nach all den Anstrengungen einer mörderischen, wochenlangen Schlacht wirkt geradezu beklemmend. Die Kräfte, die ganz außerordentlichen Belastungsproben ausgesetzt sind und die draußen im Felde wie Stahlbänke gepannt sind, können sich nicht so rasch der wohlthuenden Ruhe anpassen. Es tritt geistige und physische Erschlaffung ein. Ich habe dies erst kürzlich überstanden. Aber seit fünf Tagen haben wir wieder das gewohnte Konzert: Bum, bum, bum! At—tt—tt—tt—tt, trrr! Schwere Geschütze, Feldkanonen, Maschinengewehre und Infanteriegewehre, das Plaudern und Pfeifen der Granaten und Schrapnells. Ein Höllenkonzert! Aber man gewöhnt sich auch daran, als ob nichts los wäre, als ob man im weichen Daunentbett liegen würde. . . Fast vier Monate sind seit dem ersten Mobilisierungstage verfloßen. Wie rasch doch die Zeit schwindet! Vieles habe ich schon hinter mir; schwere Stunden, manche Gefahren überstanden. Wie lange wird es noch dauern? Man könnte beinahe zaghaft werden. Aber man muß ausharren, diese schwere Zeit mannschaft durchhalten. . .

Vor dem Kriege hat man uns waterlandskole Gesellen genannt. Und heute sind es gerade diese waterlandskolen Gesellen, über deren Lippen nie ein Wort der Jagdbarkeit kommt, die auf ihre Kameraden anmunternd, auffeuernd wirken. . . Ich habe den Krieg mit allen seinen Zurückbarkeiten kennen gelernt und wenn ich — was ich erlosse — nach Hause komme, werde ich Euch ausführlich erzählen, was so ein moderner Krieg alles mit sich bringt. Wir geht es trotz alledem nicht schlecht. Speise und Trank haben wir, wenn auch nicht immer regelmäßig, so doch genug. An Strapazen und andere Dinge, die der Krieg eben mit sich bringt, bin ich gewöhnt. Es ist für uns jetzt eine Kleinigkeit, drei bis vier Nächte nicht zu schlafen. Wenn's nicht anders geht, wenn's vor allem die Zeit erlaubt, so schläft man halb lebend, irgendwo an einen Trainswagen gelehnt. Wenn nur der Winter noch auf sich warten ließe. Heute ist es schon empfindlich kalt . . . drei bis fünf Grad unter Null und dabei Schneefall. Gar nicht angenehm für die arme Infanterie im Schützengraben. . . Seit drei Stunden ist Ruhe. Es fällt kein Schuß. Aber es wird keine halbe Stunde dauern und das Konzert beginnt neuerdings. . .

Ich lüge im Pfarrhaus im behaglichen Lehnstuhl des Pfleisters, beim warmen altmodischen Kachelofen. Ach, wie das den müden Knochen wohltut! Ein anderthalb Stunden in eisiger Luft, 615 Meter hoch, im Ballon gewesen. Da wird man ordentlich ausgeläutet und

haben keine feindliche Kugel im Fleisch, sondern feindliche Bakterien im Darm. Aber gerade weil es der großen Erregung, des großen Erlebnisfühls ermangelte, nimmt dieses ein-förmige Leben mit und ist kein Ausruhen auf weichen Federbetten. Jede zweite oder dritte Nacht auf schlechtem Strohhalm — die andere auf besserem Strohhalm — liegen, in den Meidern, umgeschminkt, gewärtig, auf den leisesten Wink mit der stets geladenen Flinte hervorzuspringen, alle vier Stunden, die Finger kamm vor Frost, seine hundertzwanzig Minuten, lange Minuten, Kosten herunterreißen . . . das Menschenleben hat Dinge, die löstlicher sind und wertvoller. Aber es muß sein, und wenn auch redlich auf dies oder jenes geschimpft wird, das helle Lachen über die lustigen Kleinigkeiten der großen ersten Sache Krieg siegt doch. Auch in aller Behnmt dieser Verbannung hat man es nicht verlernt.

Rebel steigen aus den zahlreichen Dimpfen der Gegend auf. Schon am Tag sieht man keine zehn Schritt weit und bei Nacht durchdringt der Strahl der elektrischen Lampe am Säbelfoppel kaum die allernächste Umgebung. In solchen Nächten heißt es, wie ein Indianer lauern und ipähen, alle Sinne scharf angepaßt, aber es heißt auch die Kerben zusammenhalten, um nicht einen Marinschuh loszufeuern, wenn irgendwo am Bahndamm ein harmloses Steinchen bergab rollt.

Manchmal kommt auch nach düstern Rebelltagen eine klare Winternacht, in der der ganze Himmel voller heller Sterne steht. Dann tritt man wohl um Mitternacht vor das Waacklokal, eine wurmstichige Scheune, und schaut sich um . . . Die Pappelein auf der Zuckersfabrik scheinen in einen festlichen, silbernen Glanz getaucht, die Silhouette des Postens hebt sich scharf vom Bohndamm ab, ein reißelischer Hund läßt irgendwo . . . und man ipöhnt und forschet den ganzen Himmel durch, ob er nicht doch aufgehen will, der Stern, von dem die Weihnachtsmär künden, der Stern von Bethlehem, der Stern, des Name ist: Friede auf Erden!
Man forschet und ipöhnt . . . aber nur die alten Sterne glühern gleichgültig auf das große Würgen herab, dessen Donner zu uns herüberballt, lauter und unheimlicher als am Tag, und Hüge rollen zur Front, dumpf, schwer, gefüllt mit menschlicher Traut.

Kriegs feine Anochen... Euch wird es gewiß interessieren, was so ein Ballonmeister da oben alles sieht. Ach, man muß da gar viel sehen. Vor allem müssen wir genau beobachten, was im Vorfeld vorgeht. Jede Baumgruppe, jede Erdwelle wird in Augenschein genommen... Schluß! Ich muß wieder in den Dienst, wieder hinauf, nach höheren Regionen. Ballonbeobachtung mit Scheinverfälschung! Das Konzert beginnt... Nächste mehr. Bleibt alle wohl auf und haltet Euch fest. Halte die Genossen daheim beisammen, schenkt der Organisation jetzt ein ganz besonderes Augenmerk, auf daß wir bei unserer Rückkehr nicht Ruinen vorfinden, sondern gut bewachte, kampffähige Organisationen, die nur auf die Verstärkung der Besatzung durch die heimkehrenden Genossen warten... Schreibt mir bald.

Kleines Feuilleton.

Die Kriegszeitung Nr. 2.

Die Herausgabe der im Felde erscheinenden Zeitung hat bald Nachahmung gefunden. Jetzt erscheint im Westen bereits eine zweite von Wehrmännern geführte, gedruckte, verarbeitete und — wie jene Kriegszeitung. Der Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker schildert die Entstehungsgeschichte des Blattes sehr anschaulich.

„Sitzt da im Schützengraben bei obligatem Geschützdonner ein Geißler Gutendbergjünger bei der Velüte des „Korr.“ und erfährt, daß irgendein Landwehrcorps eine Feldzeitung gegründet hat. Warum soll das hier nicht auch möglich sein? Ein Plan wird entworfen und dann damit die Infanzentruppe hinaus. Was zum Kaiser findet er seiner Abenteuerlichkeit wegen Beifall, aber woher das Material nehmen? Freund Guitas ist nicht verlegen. Er weiß bestimmt, daß in A. eine Druckerei ist, dort kann man alles, was man braucht. Zwar war er nie in A., aber warum soll es dort keine Druckerei geben? Ausgerüstet mit einem Requisitionsschein geht es am andern Morgen los. Aber, o Pech, was läuft dem Genovoganten in die Hände. „Was, Zeitung gründen. Unmöglich! Kurul, marsch, marsch!“ Doch welcher tapferer Soldat läßt sich einschüchtern? Am andern Morgen geht es im Dultern los. In A. ist die Imprimerie bald gefunden, aber siehe, am Tore prangt das Schild: „Beschlagnahme. Das Oberkommando.“ Ein zum Kommando, eine Geschichte erzählt von einigen Kleinigkeiten, die das Regiment gerade notwendig braucht, und die Erlaubnis ist erteilt. Und nun packen die beiden Helden vom Binselhofen zusammen, was irgend geht: drei Kisten Schrift, Pakete, Farbe, Rahmen, Papier u. a. m. Ein Karren wird dazu requiriert und dann auf den Heimweg. Bei der Wache vor der Stadt wird halt und ein kleiner Wägel gemacht, und davor steht ein Wagon einer Munitionskolonnen den ganzen Karren um. Mit drei Kisten Schrift zogen die beiden ab, mit einem Reife voller Zwiebeln kamen sie an. Es war bald gefahren. Zwei neue Reisen nach A. verewollständigten die Ausrüstung, so daß nun an Schrift vorzanden ist, was man braucht: Fett, Korpus, Cicero. Die Zeitung konnte gegründet werden. Ein Kriegsmunitionslager, so ein Doktoraspirant, war Verleger. Zeitgemäß bekam sie den Titel: „Durrat Kriegszeitung des Infanterieregiments „Premier“ Nr. 75“. Sie erscheint wöchentlich mehrmals und bringt die noch warmen offiziellen Meldungen vom Kriegsschauplatz. Ein hiesiges Bedürfnis wurde dadurch befriedigt, denn bisher waren wir hinter der Gewichte, die wir selbst mitmachten, recht lange hinterher. Sind große Siege, wie die von den 40 000 und 60 000 gefangenen Russen zu melden, so erscheinen Extrablätter. Allwöchentlich wird ein Unterhaltungsblatt herausgegeben. An dem arbeitet das ganze Regiment mit. Niemand weiß die Redaktion die Mut dichterischer Erzeugnisse sicher in die Spalten zu leiten. Kritischer Lutz und Leo in glatten und holperigen Versen — letztere haben freilich das Liebergewicht — leben darin. Ergebnisse werden erzählt, hin und wieder eine kleine Aufwässerung, eine harmlose Veripottung seiner selbst und anderer. So ist die Zeitung ein Spiegel des Lagerlebens und eine Freude für alle. Nun darf freilich kein Nachmann seine kritischen Blide über unsere Kriegszeitung gleiten lassen. Schopenhauer hätte recht mit seiner Wut auf alle Hochleute, und wir verlangen von ihnen kategorischen Respekt vor dieser Schöpfung trotz aller ihrer Mängel. Denn hier wie im ganzen Arzige gehören wir zitierten nach der Kriegszeitung, „unvorhergesehene Scelerateiten und Zwischenfälle zum regelmässigen Betrieb“. Das soll man an-

fangen, wenn sich im Kassen nur fünf eiserne w Langweilen, die jezt gewaltig schaffen müssen. Das v muß sie unternehmen. Die Deutsche braucht viele g wegen der Silben ee und -ung. Da kommen die Parlezons nicht mit, also muß das g einbringen, und mit dem h ist es auch schlüssig. Aber man hüft sich, dem b wird der Boden aufgeschritten und das schände h ist fertig. Ab und zu muß eine Scharfart bei der andern anschleifen. Aber wehe dem, der in unserer Zeitung nicht ein Klangwort fürwazze Anru nicht! Er belauscht es mit dem ganzen Regiment ein Stück des in- zwischen bekehrten Gewaltigen zu tun.“

Eine Neuerung im Straßenbahnbetrieb.

Eine wesentliche Erparung menschlicher Arbeitskräfte bedeutet die Einführung eines Schienenreinigungswagens bei der Straßenbahn in Nürnberg. Der Wagen wurde kürzlich den Mitgliedern der städtischen Kollegien und Vertretern der Presse vorgeführt. Das Städtische Nachrichtenamt berichtet über den Wagen:

Die Wirkungsweise des Wagens besteht im wesentlichen darin, daß der in den Schienen angefallene Schmutz, der nötigenfalls entsprechend angefeuchtet wird, durch Allentlager gelodert und dann durch einen Exhaustor in den Schmutzbehälter des Wagens aufgefängt wird. Das Reuhere des Wagens untercheidet sich nicht viel von dem eines gewöhnlichen zweirädrigen Personennotorwagens. Im so veränderten ist das Innere. Hier ist zunächst der Schmutzbehälter untergebracht, der etwa drei Kubikmeter Inhalt hat und in den die von den Schienen heraufgeführten, mit Allentlagern versehenen Aufsaugvorrichtung eingeführt werden. Es sind zwei Paare solcher Aufsaugvorrichtungen vorhanden. Je nach der Fahrtrichtung wird das rückwärts gelegene Paar benutzt, während das andere Paar durch Dedel dicht abgedichtet ist. Die Krager und Dedel lassen sich vom Führerstand aus betätigen. Am Boden des Schmutzbehälters ist eine Klappe angebracht, durch welche die Entleerung nach unten erfolgt. Eine selbsttätige Stanzvorrichtung zeigt an, wenn der Behälter seine Höchsfüllung erreicht hat. In diesem Falle muß die Schienenreinigung unterbrochen werden. Der Exhaustor, der das Aufsaugen des Schmutzes beizugt, wird durch einen neben dem Behälter stehenden 15 PS-Motor angetrieben. Zur etwaigen Befuchtung des Schienenanstriches ist ein Wasserbehälter vorgesehen. Die Leistungen des Wagens im Betriebe der hiesigen Straßenbahn sind bis jezt voll befriedigend. Bei regelmäßig erfolgenden Reinigungen der Schienen können etwa 12 Kilometer bis zur Füllung des Schmutzbehälters befahren werden. Innerhalb zwei bis drei Tagen kann das ganze hiesige Schienennetz gereinigt werden. Was die Geschwindigkeit anlangt, so kann sich der Schienenreinigungswagen dem Verkehr anpassen, so daß Störungen durch den Wagen nicht herbeigeführt werden.

Auf der sehr kurzen Strecke, auf der der Wagen vorgeführt wurde, war, wie der „Courier“, das Blatt der Transportarbeiter dazu bemerkt, die Reinigung der Schienenstrecke keineswegs besonders gründlich. Es mag das daran liegen, daß die befahrene Strecke nur sehr kurz und die Geschwindigkeit eine sehr geringe war. Bei größerer Fahrgeschwindigkeit wird der von den Allentlagern losgelöste Schmutz offenbar höher geschleudert und kann von der Sauglust des Exhaustors besser gefaßt werden.

Kerböhe Leute werden übrigens durch die Inbetriebsetzung dieses Wagens nicht besonders erfreut sein. Der Straßenlärm wird durch ihn immens vergrößert. Das Surren des Exhaustors ist weithin in den Straßen zu hören. Es ist ein Lärm ähnlich dem Lärm eines Zeppelins oder des Propellers eines Jägers.

Notizen.

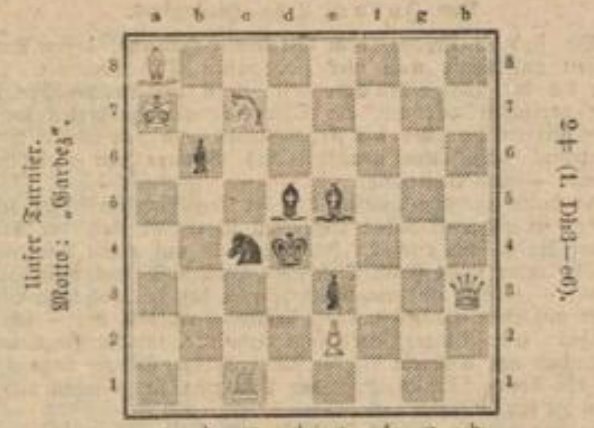
— Theaterkritik. Das Theater an der Weiden-damm-er Straße bringt Mittwoch die Novität „Die deutsche Marie“ von Fedor von Zobeltig.

— Kriegsausstellung in der Kgl. Bibliothek. Die Kgl. Bibliothek hat im neuen Schansee eine Auswahl aus ihrer Kriegsammlung 1870-71 zusammengestellt, die vom 19. Dezember ab von 12 bis 2 Uhr allgemein zugänglich sein wird.

— Die Urtache des Stotterns. Unter Vortrag „Der Kinematograph für die Stellung des Stotterns“ veranlaßt einen ehemaligen Stotterer, uns um eine Ergänzung zu ersuchen. Er schreibt uns: Die Urtache des Stotterns ist ein zentrales, d. h. vom Gehirn ausgehendes, also psychisches Leiden, das Stottern die Folge dieser psychischen Störung; die fehlerhafte Atmung ist auch nur die Folge der zentralen Hemmung.

— Zitronensaft gegen wunde Füße. Ein Tourist empfiehlt als bestes Mittel gegen wundgelaufene Füße, frischen Zitronensaft auf die brennende Stelle zu träufeln und vor dem Schlafengehen dünne Zitronenschneiden zwischen die entzündeten Zehen zu legen. Mit einer Zitrone kann man acht bis zehn Tage reichen.

Schach.



Unter Zuzuer.
Motto: „Gardef“.

Italienisch.
Rosentrotter.
1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb5-c6;
3. Lf1-c4 Lf8-e5
4. 0-0 Sg8-f6 (d0!)
5. d2-d4 Le5xd4
6. Sd3xd4 Sc6xd4
Vorläufiger 6... ed. 3. 2. 7. e5,
d3: x
7. Le1-g5
Ueblicher ist 12-14.
7. h7-h6

Zur Petroff kam 7... Se6;
8. Lh4, De7.
8. Lg5-h4 g7-g5?
Es sollte d7-d6 geschehen.
9. f2-f4! g5x4
10. Th1x4! e5x4
11. Dd1xd4 0-0
Auch andere Züge mühen nichts mehr.
12. Lh4x6 Dd8-e8
13. Lf6-h8 Aufgegeben.
Eine theoretisch nicht uninteressante Partie.

Zur Theorie des Evansgambit.

Dieses Gambit entsteht bei 1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb5-c6; 3. Lf1-c4, Lf8-e5; 4. b2-b4. Wird es angenommen, so folgt 4... Lc5x4!; 5. c2-c3, Lb4-a5! (Nun gut ist Lc5: d4, wodurch Schwarz zum Abtausch des Bc5 gezwungen wird.) Nun hat Weiß im wesentlichen zwei Angriffswegen, die jedoch eventuell zur selben Position führen können. Nämlich: 0-0, d6: d4, Ld7! und auch 6. d2-d4, d7-d6! Wenn nun 0-0, Ld7! geschehen würde, so würde man eben zur selben Position (die eher für Schwarz günstig ist) gelangen. Aber Weiß ist ja anscheinend im siebenten Zuge zur Nothade nicht gezwungen. Die Analyse, die beweisen soll, daß Weiß doch nichts Besseres als 0-0! hat, und die hiermit die Theorie des Evansgambit vereinfacht, bildet einen Komplex der schönsten und überraschendsten Varianten, deren Durchspielen am Brett nicht nur belehrend, sondern auch genutzreich ist. Wir bringen sie nachstehend.

I. 7. Dd1-a4, e5x4; 8. Sd3x4, Sg8-e7; 9. Le1-g5, Dd8-d7!; 10. Lg5x67 (Lh5, a6!!); Lx6, SxL; SxS, Lb6!! mit Rückgewinn der Figur) 10... Sc6xd4!; 11. Da4xa5, Sd4-c6!; 12. Da5-g5, Dd7-e7; 13. Dg5xg7, Dd7xe4; 14. Ke1-d2 (Le2, De5! Oder Kd1, Dd4 mit Damentausch und Bauernplus) 14... De4-f4; 15. Kd2-c2, Le8-f8! nebt eventuell 0-0-0 mit Gewinn.

II. 7. d4xe5, Dd3-e7!; 8. Le4-b5 (od. Dxe4; Le2, ed; Dxe6, Sge7 mit besterem Spiel. Oder 8. Lg5, f6; ed, g7! nebt Dxe4 mit Bauernplus) 8... Le8-d7!; 9. Dd1-a4, La5-b6; 10. e5xd6, e7xd6; 11. 0-0, Sg8-f6; 12. Le1-g5, h7-h6; 13. Le5-h4, 0-0; 14. Sd1-d2, a7-a6. Schwarz steht besser.
III. 7. d4-d5, Sc6-e7; 8. Dd1-d4, e7-e6; 9. d5xe6, b7xe6; 10. Da4-b3, f7-f6!; 11. Le4-f7, Ke8-f8; 12. Le1-a3, d6-d5; 13. Ld7xg8, Th8xg5; 14. 0-0, Le8-e6 nebt eventuell Kf7 mit gefichertem Bauernplus.

Andere hier noch mögliche Wendungen und Varianten verschieben wir auf ein anderes Mal.

Stillen = Hinfül



wenn siehst überall große
Kisten stehen, da müßten
Singe mehr wie sonst als
passende Reisnachgaben
Lauchsting finden.

Zaubersprüche in Pantoffeln in eleganten Präparatorkästen

Leihhaus Moritzplatz 58a

kaufen Sie von Kavaliern wenig getragene sowie im Versatz gewesene Jackett- und Rock-anzüge, Paletots, Ulster, Serie I: 10-18 M., Serie II: 20-30 M., größtenteils auf Seide. Ferner Gelegenheitskäufe in neuer Haugarderobe, enorm billig. Riesenposten Kleider-Kostüme, Plüschmäntel, auf Seide, früher bis 150, jetzt 20-35 M. Große Posten Pelz-stolas in Skunks, Marder, Nerz, Füchsen, früher bis 200, jetzt 20-75 M. Große Auswahl in Herren-Gehelpen, Gelegenheitskäufe in Damen-, Reise- und Wagen-Pelzen. Extra-Angebot in Lombard gewesener Teppiche, Gardinen, Portieren, Betten, Wäsche, Brillanten, Uhren und Goldwaren zu enorm billigen Preisen.
Vorwärtsleser erhalten 10% extra.